

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 60 Pfg., bei Selbstabholung 50 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 75 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4841) vierteljährlich 1,80 Mk., für 2 Monate 1,20 Mk., für 1 Monat 60 Pfg. exkl. Postgebühren.

Chefredaktion:
Dr. Bruno Schoenlant.

Anserte werden die 5gepaltene Zeitzeile oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. Vereinsanzeigen 15 Pfg. — Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Inserate müssen bis spätestens 9 Uhr früh in der Expedition aufgegeben sein. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgegeben werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Mittelstraße 6. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. Redaktion: Mittelstraße 6, part. Sprechstunde: 6—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. — Telephon: Amt I. Nr. 2721. Telegrammadresse: Volkszeitung Leipzig.

Morgen Politik im Bilde.

Den dritten Artikel der Serie: Ein erstes Kapitel siehe in der Beilage.

Ultramontanes.

* Leipzig, 29. August.

„Preisend mit viel schönen Worten“ hat die ultramontane Partei eben ihre Generalversammlung in Krefeld abgehalten. Es ist dabei nicht ohne manche burleske Prahlereien abgegangen, an denen selbst der landläufige Liberalismus seinen stumpfen Witz schärfen kann, aber wer damit den Katholikentag einjährig abgethan zu haben glaubte, würde einer jener Selbsttäuschungen verfallen, an denen der landläufige Liberalismus so reich ist. Nicht sowohl wie der Ultramontanismus seine prahlerische Heerschau abgehalten hat, als daß er sie abhalten konnte, ist die Frage, auf die es ankommt. Hat eine Partei einmal eine solche Machtsstellung inne, wie die ultramontane Partei in Deutschland, da kommt es auf ein paar große Worte mehr oder weniger nicht an. In diesem Punkte denken wir sehr milde, sintemalen wir alle darin Sünder sind. Der größte Sünder ist sogar der landläufige Liberalismus, der, von allen Seiten in die Ecke gedrückt, in dieser kläglichen Position noch immer damit renommirt, nach links und nach rechts und auch nach der Mitte zerfahrende Streiche auszuteilen.

Statt dem Ultramontanismus die Federchen vom Kleide zu lesen, beschränken wir uns vielmehr auf die Frage, wie ihm die große Macht entrisen werden kann, die er thatsächlich noch besitzt, und diese Frage ist nicht zu beantworten, ehe man nicht weiß, wie der Ultramontanismus zu seiner Macht gekommen ist, wie eine geborene Minoritätspartei dennoch zur „regierenden Partei“ im deutschen Reiche hat werden können. Will man die Schuld daran im weitesten Sinne klarstellen, so muß man sagen: der Ultramontanismus ist mächtig geworden, weil die deutsche Einheit nicht durch einen revolutionären Aufschwung der Massen, sondern durch ein Kompromiß zwischen dem preußischen Junkertum und der deutschen Bourgeoisie gemacht worden ist.

In seinem Entstehen war das heutige Centrum die Reaktion aller partikularistischen Elemente gegen die Vereinhung Deutschlands. Der Partikularismus war vor dreißig Jahren nach der jahrhundertelangen Herrschaft

Deutschlands immer noch stark, mochte die kapitalistische Entwicklung auch unwiderstehlich darauf drängen, die deutschen Einzelstaaten in einem politisch-wirtschaftlichen Gemeinwesen zu verschmelzen. Freilich war er keine geschlossene Macht, denn eben weil er Partikularismus war, ging er in den verschiedensten Schattierungen auseinander. Aber er fand einen festen Stützpunkt in der Organisation der katholischen Kirche, die ihren ganzen Ueberlieferungen nach eine Segnerin der deutschen Einheit sein mußte und wirklich war. Gleichwohl wäre eine katholisch-partikularistische Partei ungefährlich gewesen, wenn eben die deutsche Einheit die Frucht einer Revolution von unten gewesen und demgemäß in den Formen eines modernen Kulturstaats hergestellt worden wäre. Jedoch die Revolution von oben, verdammt, wie sie ist, immer im Sumpfe stecken zu bleiben und an den ganzen Konsequenzen ihrer halben Anläufe zu scheitern, glaubte mit den klüglichen und rüchständigsten Gewaltmitteln den partikularistisch-ultramontanen Widerstand niederzuschlagen zu können und erzielte damit nur den glorreichen Erfolg, daß sie die innerlich reaktionärste Partei zur standhaftesten Vorkämpferin der Volksrechte machte.

In gewissen Sinne war es ganz richtig, wenn die Liberalen vom Schlage Vanbergers sagten, das Centrum habe sich nur deshalb in die Mitte des Reichstags gesetzt, weil ihm die äußerste Rechte noch zu liberal gewesen sei. Das änderte aber nichts an der Thatsache, daß diese Partei die Rechte des Volkes zu einer Zeit, wo die Liberalen sie täglich verrieten, ehrlich und wirksam verteidigte, ehrlicher, als jede bürgerliche Partei und, so lange die Sozialdemokratie noch schwach und zersplittert war, wirksamer als überhaupt jede Partei. Das Centrum war die einzige bürgerliche Partei, die ihre Schanzen mit ihren Toten zu bedecken wußte, die ihre Fahne weder vorm Kaiser, noch vorm Kanzler und selbst nicht einmal vorm Papste strich. Das aber gab ihr bei den Volksmassen eine gewaltige Autorität, von der sie lange zehren konnte und noch heute zehrt. Hätten die Liberalen jemals gleiche Courage bewiesen, so wären sie niemals so tief heruntergekommen, wie sie thatsächlich heruntergekommen sind.

Ein größerer Dienst als der unsinnige „Kulturkampf“ konnte dem Centrum nicht erwiesen werden; der Kampf war sein Sieg, sein Sieg aber wußte zu seiner Niederlage werden. Denn je mehr es den Angriff überwand und je freiere Hände es für eine selbständige Politik bekam, um so mehr enthüllte sich sein reaktionärer Charakter. Es genügt an die hilfreichen Dienste zu erinnern, die es Bismarcks massenplündernder Steuer- und Zollpolitik geleistet hat.

Zwar aber blieb das Centrum im wesentlichen noch eine Oppositionspartei, die sich den junkerlich-nationalliberalen Attentaten auf die Volksrechte widersetzte und namentlich gegen die unerfälllichen Forderungen des Militarismus noch ein gewisses steifes Rückgrat zu bewahren wußte. Es bröckelte in diesem „Turm“, aber seine Fundamente blieben ziemlich unerschüttert. Eine entscheidende Wendung trat erst ein, als das Centrum in der Flottenfrage umfiel und um den Preis, „regierende Partei“ zu werden, sich üblich den Mächten unterwarf, in deren Bekämpfung es seine Macht erworben hatte.

Ob der Boden unter den Füßen des Ultramontanismus wirklich schon so weit gelockert war, daß er diesen Berzweigungsreich wagen mußte, mag zweifelhaft sein; Windsthorst wäre schwerlich so tappisch über den Stock gesprungen, wie Herr Lieber. Doch kommt darauf sehr wenig an. Hat das Centrum seine Schwenkung ins Lager der Regierung einige Zeit früher vollzogen, als notwendig war, so wird dadurch die politische Entwicklung abgekürzt, was nur ein Vorteil ist. Die oppositionelle Stellung des Centrums war die Quelle seiner Macht, und je eifriger es diese Quelle verschüttet, um so lieber kann es uns sein. Wohl möglich, daß die Stellung als „regierende Partei“ zunächst nicht auflösend, sondern befestigend wirkt. Hieraus erklären sich zum Teil die letzten ultramontanen Wahlerfolge; insofern mag die Rechnung nicht getrogen haben, daß gerade der Umfall des Centrums seine Reihen noch einmal fest zusammen schließen werde. Aber auf die Dauer ist diese Rechnung ohne den Wirt gemacht. Was wollen denn die Ultramontanen als „regierende Partei“ anfangen? Sie können die historischen Grundlagen des neuen deutschen Reiches so wenig umstürzen, wie das ihrer Zeit die Nationalliberalen gekonnt haben; sind sie überhaupt erst durch die Unterwerfung unter das Joeh Molochs zur „Regierung“ gekommen, so werden sie auch künftig mit den Wölfen des Fiskalismus und Militarismus heulen müssen, und all den verdienten Haß der Massen auf sich laden, den heute schon die Kartellente genießen.

Das klassenbewußte Proletariat kann es nur mit Genugthuung begrüßen, wenn die einzige bürgerliche Partei, die trotz ihrer reaktionären Tendenzen noch einen gewissen Anhang in den Massen hat, sich gründlich abwirtschaften will. Man braucht sich auch nicht durch das Geschrei der liberalen Kulturkämpfer irre machen zu lassen, durch das Geschrei über das Unheil, das die Ultramontanen als „regierende Partei“ anstiften werden. Vor der Handvoll Jesuiten, vor der freisinnigen Mannen wie Epenlaub bebend, fürchten

Seuilleton.

Wachdruck verboten.

L'Adultera.

Von Theodor Fontane.

I. Kommerzienrat Van der Straaten.

Der Kommerzienrat Van der Straaten, Große Petristraße 4, war einer der vollgültigsten Finanziers der Hauptstadt, eine Thatsache, die dadurch wenig alteriert wurde, daß er mehr eines geschäftlichen als eines persönlichen Ansehens genoh. An der Börse galt er bedingungslos, in der Gesellschaft nur bedingungsweise. Es hatte dies, wenn man herum horchte, seinen Grund zu sehr wesentlichem Teile darin, daß er zu wenig „draußen“ gewesen war und die Gelegenheit veräußt hatte, sich einen allgemein gültigen Weltanschauung oder auch nur die seiner Lebensstellung entsprechenden Mäuren anzueignen. Einige neuerdings erst unternommene Reisen nach Paris und Italien, die übrigens niemals über ein paar Wochen hinaus ausgedehnt worden waren, hatten an diesem Thatbestande nichts Erhebliches ändern können und ihm jedenfalls ebenso seinen spezifisch lokalen Stempel wie seine Vorliebe für drastische Sprichwörter und heimische „geflogelte Worte“ von der derberem Observanz gelassen.

Er pflegte, um ihn selber mit einer seiner Lieblingswendungen einzuführen, „aus seinem Herzen keine Würdegrube zu machen“, und hatte sich, als reicher Leute Kind, von Jugend auf daran gewöhnt, alles zu thun und zu sagen, was zu thun und zu sagen er lustig war. Er haßte

zweiterlei: sich zu genieren und sich zu ändern. Nicht als ob er sich in der Theorie für besserungsbefähigt gehalten hätte, keineswegs, er bestritt nur in der Praxis eine besondere Verwendbarkeit dazu. Die meisten Menschen, so hieß es dann wohl in seinen jederzeit gern gegebenen Auseinandersetzungen, seien einfach erbärmlich und so grundschlecht, daß er, verglichen mit ihnen, an einer wahren Engelgrenze stehe. Er sah mithin nicht ein, warum er an sich arbeiten und sich Unbequemlichkeiten machen sollte. Zudem könnte man jeden Tag an jedem beliebigen Konventikler oder Predigantensandbuden erkennen, daß es doch zu nichts führe. Es sei eben immer die alte Geschichte, und um den Teufel auszutreiben, werde Beelzebub citiert. Er zog' es deshalb vor, alles beim alten zu belassen.

Und wenn er so gesprochen, sah er sich selbstzufrieden um und schloß behaglich und gebildet: „O rühret, rühret nicht daran,“ denn er liebte das Einstreuen lyrischer Stellen, ganz besonders solcher, die seinem echt berlinischen Gange zum bequem Gefühlvollen einen Ausdruck gaben. Daß er eben diesen Gang auch wieder ironisierte, versteht sich von selbst.

Van der Straaten, wie hiernach zu bemessen, war eine sentimental-humoristische Natur, deren Verolinismen und Cynismen nichts weiter waren, als etwas wilde Schöflinge seines Unabhängigkeitsgefühls und einer immer ungetriebten Laune. Und in der That, es gab nichts in der Welt, zu dem er allezeit so beständig aufgelegt gewesen wäre, wie zu Bonmots und scherzhaften Reparties, ein Zug seines Wesens, der sich schon bei Vorstellungen in der Gesellschaft zu zeigen pflegte. Denn die bei diesen und ähnlichen Gelegenheiten nie ausbleibende Frage nach seinen näheren oder ferneren Beziehungen zu dem Guklowschen Wanderstraaten, ward er nicht müde, prompt und beinahe paragrafenweise dahin

zu beantworten, daß er jede Verwandtschaft mit dem von der Bühne her so bekannt gewordenen Manasse Wanderstraaten ablehnen müsse, 1. weil er seinen Namen nicht einwortig, sondern dreiwortig schreibe, 2. weil er trotz seines Vornamens Ezechiel nicht bloß überhaupt getauft worden sei, sondern auch das nicht jedem Preußen zu teil werdende Glück gehabt habe, durch einen evangelischen Bischof, und zwar durch den alten Bischof Noß, in die christliche Gemeinschaft aufgenommen zu sein, und 3. und letztes, weil er seit längerer Zeit des Vorzugs genieße, die Honneurs seines Hauses nicht durch eine Judith, sondern durch eine Melanie machen lassen zu können, durch eine Melanie, die, zu weiterem Unterschied, nicht seine Tochter, sondern seine „Gemahlin“ sei. Und dies Wort sprach er dann mit einer gewissen Feierlichkeit, in der Scherz und Ernst geachtet zusammenklangen.

Aber der Ernst überwog, wenigstens in seinem Herzen. Und es konnte nicht anders sein, denn die junge Frau war fast noch mehr sein Stolz als sein Glück. Älteste Tochter Jean de Caparouz', eines Adligen aus der französischen Schweiz, der als Generalkonsul eine lange Reihe von Jahren in der norddeutschen Hauptstadt gelebt hatte, war sie ganz und gar als das verwöhnte Kind eines reichen und vornehmen Hauses großgezogen und in all ihren Anlagen aufs glücklichste herangebildet worden. Ihre heitere Grazie war fast noch größer als ihr Esprit, und ihre Lebenswürdigkeit noch größer als beides. Alle Vorzüge französischen Wesens erschienen in ihr vereinigt. Ob auch die Schwächen? Es verlautete nichts darüber. Ihr Vater starb früh, und statt eines gemutmaßten großen Vermögens fanden sich nur Debets über Debets. Und um diese Zeit war es denn auch, daß der zweiundvierzigjährige Van der Straaten um die siebzehnjährige Melanie warb und ihre Hand erhielt. Einige